

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 106 (1980)
Heft: 5

Artikel: Der Grabenkrieg findet nicht statt
Autor: Knobel, Bruno / Gloor, Christoph
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-597978>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Grabenkrieg findet nicht statt

Grabologisches

In letzter Zeit war immer häufiger die Rede vom «Graben». Wenn sich im Welschland mehr Gegner des Gurtenobligatoriums regen als in der Deutschschweiz, wenn es um den proportionalen Anteil der Romands am Bundespersonal geht oder um die Dominanz deutschschweizerischer Wirtschaftsunternehmen – sogleich ist man mit dem Begriff «Graben» bei der Hand. Die bedenkenlose Anwendung dieser Vokabel zeugt nicht gerade von überbordendem Verständnis für unseren Staat, dessen föderalistische Struktur wir doch sonst nicht genug preisen können. Sie zeugt auch nicht für ein ausgesprochenes Sprachgefühl. Denn beim Wort genommen bedeutet «Graben» etwas, das trennt. Nun ist es aber zweifellos so, dass dort, wo zweierlei nicht absolut fugenlos zusammenpasst, eine Nahtstelle sichtbar wird. Das kann man sachlich Riss oder Naht oder Stufe oder Uebergang nennen. Warum eigentlich immer gleich «Graben»?

Die dauernde falsche Bezeichnung für ein Faktum kann dazu führen, dass man schliesslich an das Falsche glaubt. Allerdings ist es zur Gewohnheit geworden, uns nur noch in sprachlich schwerstem Kaliber zu äussern: Wo es Erschwernisse gibt oder Hindernisse (Begriffe, die einschliessen, dass etwas überwindbar ist), pflegen wir viel lieber von «Problemen» zu reden, denn das ist insofern in erwünschter Weise alarmierend, als Probleme ja oft unlösbar sind. Und so soll denn auch das Verhältnis Deutschschweiz–Romandie nicht etwa durch überwindbare Erschwernisse gekennzeichnet sein, sondern durch einen trennenden Graben, der natürlich und fraglos ein Problem ist.

Nicht jeder, der den «Graben» so eilfertig im Munde führt, dürfte wissen, dass dieses Wort historisch belastet ist: Als Carl Spitteler 1914, in einer berühmt gewordenen Rede, auf die Meinungsspalte zwischen Deutschschweiz und Welschland hinwies (die darin bestand, dass im Ersten Weltkrieg die Deutschschweizer für das deutsche Kaiserreich Partei ergriffen, die Romands aber für Frankreich), da nannte er diese für den



Fortbestand der Eidgenossenschaft höchst gefährliche Spaltung «den Graben». Und *das war ein Graben!*

Unter der Lupe

Nimmt man die Schweiz unter die Lupe, kann man feststellen, dass sie von einem recht feinmaschigen Netzwerk von Nahtstellen vieler Art durchzogen ist: von Furchen und Fürchlein, vor allem von Trennhecken, Zäunen und Zäunlein. Etwas höher oder tiefer (immer aber so, dass man hinübersieht und hinübergehen kann), markieren sie Gemeinde-, Bezirks- und Kantongrenzen – Ausdruck der Kirchturmpolitik, wie die einen etwas abschätzig sagen, Ausdruck unseres Föderalismus, als was Demokratiebewusste es preisen. Das Netzwerk markiert aber überdies auch Grenzen zwischen unterschiedlichen Glaubensbekenntnissen und verschiedenen Sprachen.

Aber gerade die Vielzahl dieser Grenzen und Grenzlein macht, dass sie keineswegs alarmierend sind. Denn da sie sich vielgestaltig kreuzen, geht ihnen Kraft und Eignung ab, sich zu Gräben auswachsen zu können, schon gar nicht zu *einem* Graben. Betrachtet man dieses Netzwerk näher, wird deutlich, wie *viele* Unterschiede es gibt. Aber auch: dass solche Unterschiede

allein im Gebiet der Deutschschweiz oft erheblich grösser sind als zwischen Deutschschweiz und Welschland.

Wenn die Naht an der Saane ein Graben sein soll – mein Gott!, wie denn wäre die Kluft zu nennen, welche unüberwindbar Zürich oder Basel von der Urschweiz trennen müsste! Für meine Begriffe ist der Unterschied zwischen Städten wie Aarau und Baden grösser als zwischen Luzern und Lausanne, obwohl die beiden letztgenannten ja durch den vielzitierten Graben getrennt sein sollen. Ich meine, es gebe zwischen Stadtzürcher oder Stadtbasler (zum Beispiel) – *beide* diesseits des «Grabens» – stärkere Unterschiede als zwischen Eglisau und St-Ursanne. Auch jenseits des «Grabens» ist etwa der Unterschied zwischen Oberwalliser und Genfer markanter als zwischen deutsch- und französischsprechenden Bürgern von Biel, einer Stadt, die ja vom imaginären Graben zweigeteilt sein müsste, aber nichts davon spürt.

Nein, von einem «Graben an der Saane» kann doch wohl keine Rede sein, weder glaubens- noch sprachbedingt, solange es deutschsprachige Kantone gibt, die katholisch sind und französischsprachige, die protestantisch sind – vom deutsch- und französischsprachigen Wallis, das katholisch ist, zu schweigen! Auch hinsichtlich der Einstellung und natürlichen Interessen zeigen sich unter unseren Kantonen (siehe u. a. die Ergebnisse eidgenössischer Wahlen) «Allianzen», welche unterschiedliche Glaubensbekenntnisse und «Sprachbarrieren» unberücksichtigt lassen.

Sprachbarrieren

Und doch ist es gerade diese «Sprachbarriere», welche die Fama vom «Graben» nährt. Denn an der Saane, wo der Graben klaffen soll, verläuft die Sprachgrenze. Schon der Ausdruck «Barriere» stört mich. Wo man sich verstehen *will*, da sind verschiedene Sprachen ja doch wohl nicht mehr als höchstens Sprachschwierigkeiten, aber kein Hindernis für die Verständigung. Und am Willen, sich zu verstehen, fehlt es im helvetischen Alltag nicht, weder diesseits noch jenseits der Saane.

Zwar gibt es viel und gutgemeintes

Gerede darüber, wie die Sprachbarriere zu überwinden sei, viele wohlgemeinte Ratschläge für allgemeinverbindliche Verhaltensweisen:

Der Deutschschweizer solle mit einem Romand grundsätzlich schriftdeutsch reden. Oder: Die Romands müssten Deutschschweizer Dialekt lernen, wie namhafte Welsche fordern.

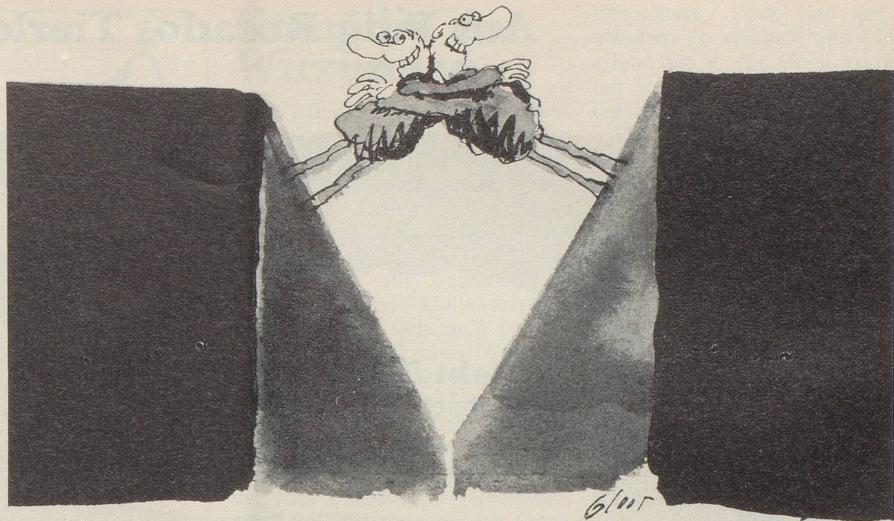
Ich weiss nicht! (Eines jedoch weiss ich: Dass es in der Deutschschweiz eine Sprachgrenze gibt, die tiefer reicht als der «Graben» an der Saane: Der Kampf des Deutschschweizers um seine deutsche Schriftsprache dürfte ihm weit grössere Schwierigkeiten machen als die Verständigung mit einem Romand. Das Allmand fédéral steht ja dem Français fédéral in nichts nach.)

Nein, ich kann mir ganz einfach nicht vorstellen, dass blosse Unkommoditäten an der Sprachennaht Barrierencharakter haben könnten! Der Deutschschweizer rede in der Romandie Unbekannte zuerst einmal so an, wie ihm der Schnabel gewachsen ist: in seinem Dialekt. In erstaunlich vielen Fällen wird ihm ebenfalls in einem Deutschschweizer Dialekt geantwortet, in andern Fällen schriftdeutsch. In den übrigen Fällen antwortet der Angesprochene französisch, und dann soll der Deutschschweizer sich *seines* Französisch bedienen – wie gut oder mangelhaft es auch sei. Hat er um den richtigen Ausdruck zu ringen, wird der Romand sehr häufig versuchen, mit seinem Deutsch zu Hilfe zu kommen. Und selbst im ungünstigsten Fall – und wir sollten das weniger als Notlösung denn als Vorzug der Schweiz sehen! – wird es damit enden, dass der Romand französisch und der Deutschschweizer schriftdeutsch spricht, *aber jeder den andern einigermassen versteht*.

Jeder bleibe, auch sprachlich, wie er ist und nehme und möge den andern, wie *er* ist, und keiner mache doch um Gottes willen daraus einen «Graben»! Das ist ja übrigens kein Rezept, um *den* «Graben» zu verhindern, sondern, ganz allgemein, normales Verhalten, wie es sich auch bewährt nicht nur (beispielsweise) zwischen Thurgauer und St.Galler, sondern auch zwischen Bewohnern des ersten und des zweiten Stockes desselben Hauses ...

Die Klischees

Was geeignet ist, das Verständnis zwischen Menschen zu erschweren, sind weniger unterschiedliche Sprache oder verschiedene religiöse Bekenntnisse als die Art, mit der man andere simplifizierend klassifiziert und ebenso eilfertig wie endgültig etikettiert. Das gilt auch für die Beziehungen zwischen Deutschschweizern und Welschen.



Hier könnte wenn auch kein Graben, so doch eine Nahtstelle von etwelcher Unebenheit liegen: die Fuge zwischen jenen Klischees, die der Deutschschweizer von dem Welschen und der Welsche vom Deutschschweizer hätschelt. Klischees, die deshalb absurd sind, weil Romands aus dem Val d'Anniviers, aus dem Genfer Quartier Eaux vives, aus Les Diablerets und Les Brenets nicht so einfach auf diesen Etiketten-Nenner «die Welschen» zu bringen sind. Weil die Unterschiede zwischen ihnen ebensogross sind wie zwischen *den* Klischee-Deutschschweizern etwa aus Gurtnellen und Schwamendingen. Aber dass sogar diese Klischees, die ja oft gerade im Fussball-Klubchauvinismus ihren Ausdruck finden, nicht überbewertet werden dürfen, zeigt sich darin, dass ein Romand seine (vom Deutschschweizer Klischeur) beanstandeten Merkmale als «Welscher» sogleich dann verliert, wenn er als Spitzenfussballer von einem Deutschschweizer Klub käuflich erworben wurde. Und umgekehrt! Einmal unter der Fahne des eigenen

Chauvinismus, sind sie sogleich integriert. Schusskraft macht «Graben» zunicht! Glücklicherweise nicht nur im Fussball.

Was fälschlicherweise und zu oft als «Graben» bezeichnet wird, ist vor allem mangelndes gegenseitiges Verständnis, das nichts mit Sprache zu tun hat und Mentalität, sondern davon herrührt, dass man sich gegenseitig zu wenig kennt. Der Deutschschweizer kennt ja gemeinhin italienische oder spanische Küstenbewohner besser als Miteidgenossen an den Gestaden des Léman, des Neuenburgersees oder des Lac de Joux.

Man kann sich deshalb fragen, ob es nicht nötiger wäre, zu demonstrieren gegen den Begriff «der Graben» als gegen Graben – ein letzter Hinweis darauf, dass es Unterschiede (wie z. B. in der Haltung gegenüber A-Werken) gibt, die weit markanter sind als an der «Sprachbarriere» und die keineswegs dort sichtbar werden, wo zu viele «*den* Graben» entweder vermuten oder (wohl häufiger) gedankenlos verbal plazieren.

Gibt es «den Graben»? – eine Leserumfrage

Nachdem im vergangenen Jahr immer häufiger die Rede war vom angeblichen Graben zwischen Deutschschweiz und Welschland, erklärte jüngst ein immerhin prominenter Angehöriger der welschen «Minderheit» – Bundespräsident Chevallaz –: «Ich glaube nicht, dass es zwischen der welschen und der deutschen Schweiz den Graben gibt, von dem oft gesprochen wird.»

In ähnlichem Sinn stellte Bruno Knobel eine Reihe von Ueberlegungen an.

Interessant wäre es, zu erfahren, was unsere Leser meinen, nämlich zu Fragen wie:

Gibt es diesen Graben? Worin besteht er? Ist «der Graben» wirklich ein Graben?

Antworten von Postkartenumfang sind zu senden bis 12. März 1980 an folgende Adresse:

Redaktion Nebelspalter, Umfrage «Graben», 9400 Rorschach.